

Diskursanalyse in den Erziehungswissenschaften oder: Der reflexiven Diskursart auf der Spur...

Daniel Wrana

*Contribution au colloque franco-allemand au CEDITEC, Paris 12 du 30 juin au 3 juillet 2005 : « L'Analyse du discours en Allemagne et en France : Tendances actuelles en sciences du langage et en sciences sociales »
(leicht korrigierte Fassung des Papiers vom 7.7.05)*

Ich möchte in diesem Beitrag von einer diskursanalytischen Untersuchung berichten, die aufgrund der Textualität des untersuchten Materials die Diskurstheorie – so wie ich sie mir als analytisches Werkzeug zurechtgelegt hatte – herausforderte. Ich werde die methodologische Problematik darlegen, aber auch die analytischen Möglichkeiten, die aus dieser Problematik erwachsen und schließlich Einsichten in eine diskursive Praxis geben, die ich – vielleicht etwas mutig – als reflexive Diskursart charakterisieren möchte.

Diskursanalyse in den Erziehungswissenschaften

Zunächst werde ich einige Bemerkungen zur Diskursanalyse in den deutschsprachigen Erziehungswissenschaften machen. Dort hat die Rezeption Foucaults bereits in den späten 70er Jahren eingesetzt, allerdings nicht als empirische Diskursanalyse, sondern als philosophische, metaphysikkritische Diskurstheorie (vgl. Koller/Lüders 2004). Mit der poststrukturalistischen Dezentrierung des Subjekts implodierte die klassische pädagogische Bildungstheorie und bildungstheoretisches Denken konnte so auf ein neues Reflexionsniveau gebracht und gesellschaftskritisch reformuliert werden. Bildung hat damit ihre „Unschuld“ verloren, weil ihre grundsätzliche Verstrickung in Machtverhältnisse aufgedeckt und die prekären Formen der Subjektivierung betrachtet werden - Begriffe wie Differenz und Heterogenität stehen im Mittelpunkt (z. B. Forneck 1992; Pongratz 1989; Pongratz/Wimmer/Nieke/Masschelein 2004; Ricken/Rieger-Ladich 2004). Eine eher sozialwissenschaftlich-empirisch ausgerichtete Diskursanalyse mit methodologischer Ausrichtung wird erst in den letzten Jahren aufgegriffen. Einen wesentlichen Schwerpunkt bildet eine Forscher/-innengruppe, die in verschiedenen Projekten und Konstellationen zusammenarbeitet, zu der auch ich gehöre und auf die ich mich im Folgenden beziehe (Forneck/Höhne/Kossack/Ott 2005; Höhne 2003a, 2003b; Langer/Schotte/Schreck/Wrana 2001; Wrana 2002, 2001, 2004).

Diese Rezeptionsgeschichte macht vielleicht verständlich, warum die Diskursanalyse in den Erziehungswissenschaften auch systematisch ihren Ausgangspunkt von der Diskurs- und Machttheorie Foucaults bzw. der poststrukturalistischen Theorie insgesamt nimmt und sprachwissenschaftliche Ansätze wie die französische Schule der Diskursanalyse oder die Textlinguistik von dieser Perspektive her aufgegriffen werden. Sie erklärt auch, wieso wir Diskursanalyse im Rahmen der Studien zur Gouvernementalität konzeptionalisieren. Sie macht schließlich ebenfalls das Zögern verständlich, die Diskursanalyse an die Hermeneutik anzubinden –

wie in der Wissenssoziologie – ist diese doch eng mit dem Bildungs- und Subjektverständnis jener pädagogischen Theorien verbunden, die mit Hilfe von Foucault und Derrida erst dekonstruiert worden sind.

Ich möchte den Typus von Diskursanalyse, der aus dieser Position heraus entsteht – und damit auch das Diskursverständnis – in Stichworten skizzieren. Der Gegenstand dieser Analysen ist einerseits das Sprechen über Erziehung und Bildung auf der bildungspolitischen bzw. der Systemebene und andererseits das Sprechen über Lern- und Bildungsprozesse, über das eigene Ich oder das der anderen und dessen Entwicklung. Dieses Sprechen wird in beiden Fällen als diskursive Praxis verstanden, und das heißt als eine gesellschaftliche Praxis, die untrennbar in Machtverhältnisse eingelassen ist. Über das Diskursive hinaus gilt pädagogisch-didaktisches Handeln als machtförmige Praxis, die auf Führung und Selbstführung der Subjekte zielt und als solche im Kontext gesellschaftlicher Felder und Gouvernementalitäten steht.

Die Aufgabe einer Analyse diskursiver Praktiken ist dann, nachzuzeichnen, wie in dieser Praxis Gegenstände gebildet und Subjekte konstituiert werden und aufzuweisen, wie im pädagogischen Diskurs Wahrheit als gesellschaftlich-machtförmige Selbstverständlichkeit produziert wird. Es geht nicht darum, den Diskurs als omnipotente Struktur zu rekonstruieren, die den Subjekten ihre Wahrheit diktieren würde, sondern die historischen und aktuellen Kämpfe zu kartografieren, in denen das was als Lernen, Entwicklung, Identität, Kompetenz, Subjektivität usw. zu gelten hat gesellschaftlich produziert wird.

Die Analyse ungewöhnlicher Materialien

Soweit die generelle Standortbestimmung. Ich möchte in diesem Beitrag eine Untersuchung mit einem „ungewöhnlichen“ Material. Aber zunächst die Frage, was denn eine gewöhnliche Diskursanalyse sei? Die meisten methodologisch orientierten Diskursanalysen in Deutschland haben – so weit ich sehe – wissenschaftliche Diskurse, öffentliche Diskurse oder stark institutionalisierte Diskurse zum Gegenstand. Das Material für diese Untersuchungen sind in der Regel Zeitschriften, Zeitungen, Gutachten, Protokolle etc. (vgl. die in den beiden Bänden Keller u. a. 2001/2003 publizierten Aufsätze). Solche Materialien eignen sich hervorragend, um diskursive Formationen auf der einen Seite – verstanden als relativ stabile Plateaus mit regelmäßigen diskursiven Formen – und diskursive Kämpfe auf der anderen Seite – verstanden als auf Arenen und gesellschaftliche Felder bezogene Machtspiele – zu untersuchen. Das gilt es auch gar nicht zu kritisieren – in anderen Projekten arbeiten wir exakt so – wichtig ist vielmehr, sich der Produktionsbedingungen der Äußerungen zu vergewissern, die üblicherweise als „Diskurs“ untersucht werden, wenn man zu Äußerungen übergeht, die ganz andere Produktionsbedingungen haben. Denn die öffentlichen Diskurse sind in ein Netz von institutionellen Regeln und Kontrollen eingebunden, sie werden geschrieben, um von einem Publikum gelesen zu werden und entfalten zu diesem Zweck eine bestimmte Rhetorik usw.

Die Analyse von Äußerungsakten mit ganz anderen Produktionsbedingungen ist das Thema der

Studie, von der ich nun berichten möchte. Im Rahmen der Lernforschung hatte ich die Gelegenheit, zwölf Lernjournale auszuwerten, die von Teilnehmer/-innen eines Weiterbildungsstudiengangs – von Erwachsenen zwischen 25 und 50 – über ein Jahr hinweg geführt worden sind. Es handelt sich um eine Art Tagebuch, beiläufige Notizen beim Lernen. Die Lernenden haben es ausgehändigt bekommen und sollen es immer mit sich führen; in Präsenzveranstaltungen, aber auch bei der eigenen Vor- und Nachbereitung, sie können es auch im Privatleben benutzen. Sie werden zwar von den Dozent/-innen immer wieder aufgefordert, die eine oder andere Frage schriftlich zu bearbeiten, aber das didaktische Ziel ist, dass sie das Journal selbstständig und für sich selbst als permanenten Begleiter des Lernens benutzen.

Es handelt sich um ein neues didaktisches Instrument: Man fordert die Lernenden auf, ihren eigenen Lernprozess zu reflektieren und verspricht sich dabei eine Optimierung desselben, eine größere Selbstständigkeit usw. Im Rahmen der gegenwärtigen Bildungsreformen in Deutschland werden große Hoffnungen in solche Instrumente eines „selbstgesteuerten Lernens“ gesetzt; diese gesellschaftspolitische Problematik war für meine Arbeit sehr wichtig, im Rahmen dieses Vortrags möchte ich mich aber auf die Analyse der diskursiven Praktiken des Materials konzentrieren.

Diskursanalytische Ethnografie

Erforscht ist das Lernen mit dem Journal kaum, es gibt lediglich zwei psychologische Untersuchungen, die den Lernerfolg mit oder ohne Lernjournal gemessen und verglichen haben. Die gesamte pädagogische Literatur zu diesem Thema preist das Medium und beschreibt seine Potenzen und möglichen Einsatzformen im Selbstgesteuerten Lernen, sie unterstellen unhinterfragt, dass dort „Reflexion“ und „Lernen“ stattfindet. Aber was erwachsene Lernende mit einem solchen Buch tatsächlich machen, und was sie in dieses Buch schreiben – das weiß niemand und scheint eigenartigerweise auch niemanden wirklich zu interessieren.

In der Analyse der Journale ging es mir daher zunächst um eine Art diskursanalytische Ethnografie, um einen ersten Kartografierungsversuch von etwas, das ich mit dem Arbeitstitel „reflexive Praktiken“ benannt habe. Obwohl ein Bereich der eigenen Kultur erscheint die Textualität der Journale nicht vertraut, sie ist auf irritierende Weise fremd, fragwürdig und unverständlich (Hirschauer/ Amann 1997: 12). Bei den Seiten der Journale handelt es sich nicht um einen durchgeschriebenen Text, sondern um lose verstreute Äußerungen. Der Faden des Schreibens setzt ein und setzt kurze Zeit später wieder aus, um dann an anderer Stelle auf dem Papier erneut wieder einzusetzen. Fast immer ist der Text daher schon rein optisch in kleine Häppchen geteilt – insgesamt 2709 einzelne Äußerungen, die mit einer Analysesoftware (ATLAS.ti) erfasst und transkribiert worden sind. Manchmal beziehen sich solche Äußerungen aufeinander oder bilden syntagmatische Ketten von Äußerungen, aber diese sind sehr kurz. Die Reihenfolge, in der die Äußerungen zu Papier gebracht worden sind, ist nur einer eingehenden Lektüre zugänglich, denn innerhalb einer Seite wird nicht unbedingt von oben nach unten oder von links nach rechts geschrieben. Man ist oft auf einzelne Äußerungen und kurze Sequenzen zurückgeworfen.

Der elliptische Charakter der Äußerungen

Ich möchte zunächst an einer Äußerung zeigen, welche Schwierigkeiten diese Analyse bereit hält:

/Gefühl: Rückzug. Bitte um gestern Niederschrift geblockt. Auf Nachsetzen. Sie hat die unbefriedigende Arbeitsweise gestern Abend benannt. Jawohl. Trotzdem das Gefühl Verstärkung durch den heißen Stuhl. Bei Mittag gegenüber [Name einer Teilnehmerin] Wunsch auf seine klärende Intervention geäußert...../ (lj-1-3: 22)

Es handelt sich um eine typische Äußerung. Das Textfragment wird von anderen Äußerungen derselben Seite nicht monosemiert und in sich ist es voller Lücken. In den Journalen gibt es oft gar keine Sätze – will sagen, keine grammatische Struktur. Was Brecht dem „deutschen Dichter“ zuschreibt, dass er „über der Grammatik stehe“, das gilt für Lernende in ihrem notierenden Schreiben alle Mal (vgl. Jakobson 1972: 35). Offensichtlich verweisen die Satzfragmente als Chiffre auf einen viel umfangreicheren Text, der den Leser/-innen des Journals nicht zugänglich ist, auf einen Kontext, von dem nur ein Bruchteil geäußert wird.

Die Journale – so lässt sich schließen – haben über weite Strecken eine elliptische Form. Als Ellipse wird allgemein Auslassungen bezeichnet. In Argumentationen haben sie sogar eine Funktion: Teile des Arguments werden ausgespart bzw. unterschlagen, damit die Argumentation noch überzeugender wirkt und ihre Performanz sich besser entfalten kann (Barthes 1988: 60). Bei den Journalen hat die Ellipse den umgekehrten Effekt, die Ellipsen bilden wirkliche Lücken im Text, sie schließen das verstehende Lesen nicht kurz, um es zu überlisten, sondern sie unterbrechen das Verstehen und lassen es in irritierende Leere laufen.

Die analytischen Werkzeuge, die sich in anderen Untersuchungen einsetzen lassen und eingesetzt werden, verpuffen. Diskursive Figuren wie Narrationen, Argumentationen, Differenzen, Metaphoriken lassen sich aber nicht stabilisieren, denn üblicherweise entfalten sie sich im Textverlauf und basieren auf zentralen Merkmalen von Textualität:¹ Die **Kohäsion** aber ist stark reduziert, denn die zahlreichen grammatischen und thematischen Kohäsionspraktiken, die diskursive Figuren der Narrativität, der Argumentation, der Differenzen etc. produzieren, lassen sich kaum finden (vgl. Greimas 1971). In den Journalen verfügen viele Äußerungen weder über eine vollständige grammatische Struktur, noch gehen sie hinreichende Verbindungen mit weiteren Äußerungen ein, damit sich satzübergreifende thematische Kohäsionen stabilisieren könnten. Ähnlich verhält es sich mit der **Kohärenz** der Texte. Das „Verstehen“ von Äußerungen durch die Adressaten (Empfänger) beruht darauf, dass beide bestimmte Wissenshorizonte teilen, die etwa von

¹ In der weiteren Entwicklung der Diskursanalyse (im Unterschied zu einigen Thesen der „Archäologie des Wissens“) hat sich m. E. gezeigt, dass der erste Schritt die Analyse der seriellen Folge von Äußerungen im Text- oder Gesprächsverlauf ist. Im Textverlauf konstituierte diskursive Figuren werden dabei herausgearbeitet, um dann im zweiten Schritt qua komparativer Analyse auf den Gesamtkorpus bezogen zu werden. Die Sequenzialität der Texte zum Ausgangspunkt zu nehmen ist ein methodologischer Konsens zahlreicher Diskursanalysen, man denke etwa an Pêcheux's (1983: 53) Unterscheidung von Interdiskurs und Intradiskurs oder an die textorientierte Diskursanalyse (TODA) von Fairclough (1992: 38). Auch die meisten deutschsprachigen Ansätze in den Handbüchern von Keller u. a. gehen den Weg über die Textanalyse (vgl. Keller u.a. 2001/2003).

der thematische Diskursanalyse als übergreifende semantische Organisationen rekonstruiert werden (Höhne 2003a,b). Aber diese Kohärenzeffekte lassen sich nicht realisieren. Weder im Versuch, das Journal – ganz naiv – zu lesen noch in der empirischen Analysepraxis.

Diese „Misere“ verwundert jedoch nur so lange, wie man unterstellt, dass die Journale im üblichen Sinn einen Leser oder eine Leserin haben. Allerdings geht den Journalen jede Form der Rhetorik gänzlich ab, die Schreibenden haben niemanden zu überzeugen und sie brauchen sich niemandem verständlich zu machen. Diese Art von Text hat keinen Leser außer den Schreibenden selbst. Die Stelle des Adressaten (Empfänger) bleibt systematisch leer. Der Text der Journale ist elliptisch, weil keine Notwendigkeit besteht, mit ihm anderen etwas mitzuteilen, ihm geht eine basale Textfunktion ab, nämlich die, in ein kommunikatives Spiel verwickelt zu sein. Nach dem pragmatischen Textmodell von Beaugrande und Dressler gilt eine Ansammlung von Sätzen nur dann als Text, wenn eine Reihe von Kriterien erfüllt sind, die darauf beruhen dass das Sprechen einen Sender, einen Empfänger und eine Sprechsituation umfasst. Aber genau diese „textuelle Normalität“ ist nicht der Fall, denn wenn die Adressatenposition unbestimmt und leer bleibt, gibt es keinen Grund für die Adressanten (die Schreibenden), verständlichen Text zu produzieren. Nach Beaugrande und Dressler sind diese Texte a-kommunikativ bzw. keine Texte!

Aber was ist dann jenes Schreiben? Gestammel ohne Sinn? Hingeworfene Fragmente eines unzugänglichen Gedankenstroms? Nichts als stumme Zeichen, die auf eine Seite Papier fallen, ohne Konsequenz und ohne Performanz? Es sieht wohl nicht gar so trist aus, allerdings besteht die Notwendigkeit, die Äußerungen von ihren Produktionsbedingungen her zu betrachten und den Äußerungsakt in den Mittelpunkt zu stellen. Zwar gelangt man damit nicht an den Punkt, diskursive Formationen beschreiben zu können, aber man kann beschreiben, wie reflexive Praxis funktioniert und welche Formen unter bestimmten Bedingungen tatsächlich realisiert werden.

Reflexive Praktiken

Für die folgenden Erörterungen möchte ich eine Modifikation der Grundannahmen vornehmen. Hat sich bisher gezeigt, dass unter der Voraussetzung, dass die Autor/-innen der Journale verständlichen Text produzieren, eine Analyse nicht möglich ist, so möchte ich nun unterstellen, dass die Autor/-innen „mit sich selbst sprechen“. Oder diskursanalytisch präzisiert: Was wäre, wenn man annimmt, dass die Aktanten „Adressat“ und „Adressant“ (vgl. Greimas 1971) vom selben Akteur: der im Journal schreibenden Person eingenommen werden?

Bemerkenswert ist zunächst, dass sich zum Selbstgespräch sehr wenig Untersuchungen finden lassen. Die Psychologie befasst sich nur insofern mit dem Selbstgespräch, als es eine pathologische Erscheinung oder ein Durchgangsstadium der menschlichen Entwicklung ist (vgl. Fiehler 1994: 189). Offenbar wird unterstellt, dass nur Kinder und Verrückte mit sich selbst sprechen und sich in jene Spaltungen der Reflexivität begeben, die bereits Rousseau als Gefahr und als ‚wider die Natur‘ empfunden hat (Starobinski 1984). Selbst in einem Aufsatz von Erving Goffman mit dem Titel „Response cries“ werden zwar Selbstgespräche als Grenzphänomene der Kommunikation

verhandelt, allerdings nur dort, wo wirkliche Kommunikation abgebrochen, untersagt oder imaginiert wird. In allen Varianten des Selbstgesprächs klafft das „andere Ich“ – der eigentliche Adressat des Sprechaktes – im kommunikativen Arrangement als Mangel, den zu befriedigen das „eigene Ich“ erhalten muss (Goffman 1978).

Kann es aber eine poststrukturalistische Theorie des Diskurses mit sich selbst geben? Eine Analyseform, die *nicht* unterstellt, dass die Lernenden nur „mit sich selbst schreiben“, weil sonst niemand da ist, oder weil sie gespaltene Persönlichkeiten sind? Ich möchte Elemente einer solchen Beschreibungsform skizzieren. Dabei muss ich mich aber im Kontext dieses Vortrags beschränken: Es gibt eine ganze Reihe recht unterschiedlicher Äußerungen und Themen in den Lernjournalen und es ist etwas sehr anderes, ob die Lernenden ein Thema aus dem Kurs problematisieren, über andere an den Lernsituationen beteiligte schreiben, Äußerungen anderer mitnotieren oder *über* sich selbst schreiben. Diese letzte Gruppe von Äußerungen, in denen die Schreibenden über sich selbst schreiben, also sich selbst zum Gegenstand ihrer Äußerungen machen, möchte ich im Folgenden herausgereifen.²

Ich möchte folgendes Instanzenmodell eines Äußerungsaktes postulieren:³

A (Adressant) sagt X (Inhalt) über Y (Referent, Gegenstand) zu B (Adressat)

Eines der entscheidenden Theoreme der Diskurstheorie ist nun, dass X nicht etwas über Y sagt, indem es ein präexistentes mit sich identisches Y voraussetzt. Mit anderen Worten: X verhält sich zu Y nicht repräsentativ.⁴ Vielmehr stellt der Äußerungsakt – insofern er wiederholbar ist und wiederholt wird (Foucault 1981: 153) – also als diskursive Praktik – Y erst her, indem A X zu B sagt. So jedenfalls verstehe ich die Aufforderung Foucaults, die Diskurse nicht mehr „als Gesamtheiten von Zeichen [...], sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen Sie sprechen.“ (Foucault 1981: 74, vgl. ähnlich Lyotard 1989: 30, 34, 126, 136). Benveniste hat zudem gezeigt, dass Subjektivität in der Sprache entsteht, wenn das

² Um sich dieser diskursiven Praxis zu nähern, war es notwendig, den Blick von den diskursiven Formationen zu lösen, in denen die Wissensordnungen eine über zahlreiche Äußerungen hinweg stabile Form annehmen, und sich der einzelnen Äußerung bzw. den kurzen Äußerungssequenzen zu nähern. Auf diesem Weg der Interpretation einzelner Äußerungen auf die in ihnen realisierten diskursiven Praxen hin, waren die entscheidenden Einflüsse die Weise, in der Ludwig Wittgenstein die Sprachspiele beschreibt, das Verfahren Austins, die Sprechakte zu untersuchen und schließlich die unerbittliche Genauigkeit, mit der Lyotard die Diskursarten seziert und Wittgenstein und Austin poststrukturalistisch reformuliert (Lyotard 1989).

³ Die theoretische Herleitung lässt sich hier nicht angemessen entfalten. Ich kann daher nur postulieren, dass dieses Modell im Anschluss an Lyotards Theorie der „Satzinstanzen“ (Lyotard 1989: 30, 34, 126, 136) und Foucaults Theorie der „*enoncé*“ bzw. „*Aussage*“ (Foucault 1981: 128ff) sowie an die Theorie des Äußerungsaktes von Emile Benveniste, wie sie u. a. von Dominique Maingueneau weiter entwickelt worden ist, anschließt (Benveniste 1974; Maingueneau 2002). Diese Theorien bilden eine Theorie des Subjekts ausgehend von Praktiken und Diskursen, die sich von der klassischen Subjekt- und Bildungstheorie unterscheidet, insofern sie das Subjekt weder als Ursprung des Äußerungsaktes noch als Ziel einer kumulativen Identitätsbildung denkt.

⁴ Die repräsentative Beziehung von X zu Y ist eines der wesentlichen Axiome der Sprechakttheorie Searles. Wenn ich an dieser Stelle Austin aufgreife, dann handelt es sich um einen Austin, der durch die Kritik Derridas hindurchgegangen und damit zum Poststrukturalisten geworden ist.

ich „Ich“ sagt, das heisst, wenn es eine personale Deixis auf das „Ich“ entfaltet (vgl. Benveniste 1974). Das Ich ist also bereits in dem impliziten Akt „ich sage dass“, der sich noch ganz auf die äussernde Instanz A bezieht, ein diskursiver Effekt.

Wenn aber nun A X zu B über Y, also sich selbst sagt, dann ist es dieses Selbst, das Y, das als Gegenstand in der diskursiven Praktik hergestellt wird. Das Wort selbst/Selbst existiert daher in zwei Formen: Klein geschrieben ist es die reflexive Beziehung, die entsteht, indem A in seinem Sprechen zu B die Referentialität zu Y auf sich selbst zurückbeugt; und das Selbst als groß geschriebenes Nomen ist schließlich jener Gegenstand, Y, der in diesem Sprechen eine Kontur gewinnt, ein Ich, das durch die Iterabilität der Praxis des Sprechens über sich selbst als diskursiver Effekt entsteht.

Wenn aber nun die Aktanten des Adressaten und des Adressanten dieselbe schreibende Person sind und insofern diese Person zugleich schreibt und liest – wenn also im Moment des Schreibens A und B identisch sind, was dann? In dem besagten Schema taucht dann A dreimal auf, hier durch A' und A* verdeutlicht. Die Instanzen würden sich dann folgendermaßen konkretisieren:

A sagt X über A* zu A'

Indem das Ich zu sich selbst etwas über sich selbst sagt, produziert es zum einen sein Selbst - A*. Aber zugleich verschiebt es sich selbst! Wenn A über A spricht, sind A und A nicht dieselben, denn A wird temporalisiert und verschoben und so wird A im Akt des Äußerns zu A'. A produziert in sich selbst eine Differance⁵. Folglich lässt sich festhalten:

A wird zu A', indem er X über A* sagt.

Die Performanz, die der Äußerungsakt – dass A zu A' über A* eine Aussage macht – herstellt, ist doppelt: zunächst die Konstitution des Selbst als Gegenstand der Rede als „Wahrsprechen seiner Selbst“ und schließlich eine Verschiebung des Selbst, die noch viel tiefer in die Strukturen der Sprache eingelassen ist. Es handelt sich um einen bestimmten Typus von Sprachspiel, mit dem man im reflexiven Schreiben sich selbst in ein diskursives Spiel verstrickt, wie man im Anschluss an Wittgenstein sagen könnte.

Um Missverständnissen vorzubeugen ist entscheidend zu betonen, dass dieser Effekt nicht entsteht, indem A irgendwann später seinen eigenen Text erneut liest und dabei zu A' wird. Das wäre absurd. Denn wenn A zum Zeitpunkt t den Text schreibt und ihn zum Zeitpunkt t' liest, ist A ohnehin durch den weiteren Verlauf des Lebens A'. Man steigt nicht zweimal in den selben Fluss – wie schon Heraklit wusste. Der Effekt entsteht vielmehr, indem A und A' in ein und demselben Sprechen, also zum Zeitpunkt t vorkommen. Die Schreibenden sind Sprecher und Hörer zugleich. Auf Heraklits Fluss bezogen müsste man formulieren: Man ist ein anderer, wenn man in den Fluss gestiegen ist. Die These lautet, dass das „Ich“ nicht nur in der Sprache entsteht, indem das Ich „Ich“ sagt, und nicht nur indem das Ich etwas über sich sagt, sondern dass das Ich mittels der Sprache noch den

⁵ Diese Argumentation entspricht in weiten Teilen der weit grundsätzlicheren Dynamiken, die Derrida in den Differenzen entdeckt, indem er sie als Differance, das heisst als verschiebende Bewegung konzeptionalisiert (Derrida 1988).

Riss im eigenen Subjekt herstellen und sich in ein und demselben Sprechen selbst spalten kann. Dass „ich“ „ein anderer“ ist, wird in den Strukturen der Sprache hergestellt, wenn man über sich selbst schreibt und spricht und dazu noch dieses Schreiben und Sprechen an sich selbst adressiert.

Den eigenen Lernprozess thematisieren

Diese Herstellung einer Differenz als reflexive Praxis lässt sich nun in den Journalen beobachten, denn die genannte Dynamik der Verschiebung des Selbst lässt sich auf vielfältige Weise gebrauchen, um das eigene Ich zu konstituieren und zu verschieben. Dies möchte ich zum Schluss an zwei empirischen Beispielen nochmals zeigen:

B /Methodenmecker: nö, ich bin für neue Versuche offen. Im Ende zeigt sich meist, wozu das Ganze gut war./ (lj-1-3: 2)

Die Autorin reflektiert in Äußerung B wie sie mit einem „Methodenmecker“, also mit einer Unzufriedenheit mit dem Kurs, in dem sie sich befindet, umzugehen gedenkt – das ist das Thema. Die Äußerung setzt ein mit „Methodenmecker“. Vielleicht kommt dem Ich der Gedanke des „Meckerns an der Methode“ selbst, vielleicht übernimmt es zunächst die Aussage von anderen, schreibt sie zitierend experimentell für sich selbst auf. Darauf jedenfalls gleich: „nö, ich bin für neue Versuche offen“. Das Ich macht sich selbst zum Gegenüber, macht seine Eigenheiten, Aussagen und Wünsche zum Gegenstand. In diesem Fall werden sie vom Ich zurückgewiesen. Die sprachliche Spur der Äußerungen lässt sich als Folge dieser Selbstinteraktion lesen. Der Clou der Passage ist aber nicht, dass eine Deklaration über sich selbst gemacht wird („ich bin für neue Versuche offen“), sondern dass die Schreibende diese Aussage über sich an sich richtet, sie wird zu einer performanten Selbstanrufung. Die Autorin sagt also nicht einfach, sie sei „offen für Neues“, sondern sie ruft sich selbst dazu auf, „offen für Neues“ zu sein.

Ein zweites Exempel:

C /Ich weiß immer noch nicht, wo mir der Kopf steht, habe den Bedarf das für mich zu strukturieren. Das ist mir wichtig für mich festzuhalten. Aber ob ich das für mich heute noch strukturiere... mal sehen./ (lj-2-4: 7)

Die Reflexionen machen einen schnellen und fließenden und doch stark segmentierten, sprachlich pulsierenden Eindruck. Das Satzthema scheint sich immer wieder plötzlich zu verschieben. Man hat das Gefühl, die Reflexionen huschen den Gedanken hinterher, um sie gerade noch einzufangen. Dieser Eindruck liegt zum Teil an der grammatischen Form: eine Serie relativ kurzer (Haupt-)Sätze mit Ellipsen. Die Teile der Äußerung folgen zwar als Gedankenfluss hintereinander, ohne die Kette der Referenzen zu durchbrechen, wechseln aber ständig die Art der Sprechhandlung. Auf die Deklaration „Ich weiß immer noch nicht, wo mir der Kopf steht“ folgt die implizite Selbstaufforderung „habe den Bedarf, das für mich zu strukturieren“ und dann die Begründung „Das ist mir wichtig für mich festzuhalten“. Dann die Zeitplanung in Form einer Infragestellung der unmittelbaren Dringlichkeit der Aktion „Aber ob ich das für mich heute noch strukturiere“ und die wage Antwort „mal sehen“. Die Gedanken schweifen weg, fliegen über das Blatt.

Das vorige Zitat hatte noch stärker die Form eines Gesprächs mit sich selbst. Hier wechseln die Rollen seltener und der Fluss der Wörter ist kontinuierlicher. Diese Form der Selbstinteraktion liegt in einer Doppelung des Ich, das zwei Mal pro Satz in verschiedenen grammatischen Formen auftaucht. Aber die Doppelung besteht nicht wie in der anderen Äußerung im fiktiven Wechsel des Subjekts des Äußerungsaktes, es verdoppelt sich vielmehr in ein „ich“ und ein „mir“, sodass das Ich zugleich Gegenstand und Subjekt der Äußerungen ist. Es gibt hier immer ein handelndes und ein zu behandelndes Ich („Ich weiß immer noch nicht, wo mir der Kopf steht“). Das passive Ich erlebt die Desorientierung und sucht nach Klarheit. Das aktive Ich versucht dem passiven zu Klarheit zu verhelfen, indem es „Struktur“ bringt („Aber ob ich das für mich heute noch strukturiere“).

Schluss

Es handelt sich hier darum, zu ergründen, wie diese Äußerungsakte funktionieren und wie sich eine reflexive Praxis in der Sprache realisiert und zu Selbstpraktiken wird. Ich habe zu zeigen versucht, wie in einer bestimmten Gruppe von Äußerungen eine Verschiebung des eigenen Selbst produziert wird. Es ist anhand der Journale durchaus möglich dieses Funktionieren von Selbstkonstitutionen, diese Gebrauchsweisen des Lernjournals zu beschreiben, auch wenn die Äußerungen über sich selbst in ihrer Menge viel zu spärlich und in ihrer Form zu elliptisch sind, um den Anspruch zu haben, „den“ Diskurs über sich selbst im Sinne diskursiver Formationen zu rekonstruieren. Aber spätestens wenn man gouvernementalitätstheoretisch den Bogen zur Didaktik der Lernjournale und der Ökonomisierung des Lernens zurück schlägt, ist fraglich, ob das ein Ziel für eine solche Untersuchung wäre.

Im Rahmen dieses Vortrags möchte ich davon nur einen kleinen Zusammenhang andeuten: Nur ein kleiner Teil der Lernenden nutzt diese Möglichkeiten der Sprache, das Ich in reflexiven Praktiken zu verschieben. Zwar lässt sich eine bestimmte Art von Selbstpraktiken zu praktizieren identifizieren, zugleich muss aber empirisch festgestellt werden, dass diese Praktiken „selten“ sind. Und dort wo sie eingesetzt werden, handelt es sich noch seltener um Form der Selbstüberprüfung und Selbstoptimierung. Dies hat sowohl für die Wirkungsannahmen des Instrumentes als auch für die Form der machtförmigen Selbstverhältnisse, die es zu etablieren in der Lage ist, weitreichende Konsequenzen.

Literatur:

- Barthes, Roland: Die alte Rhetorik. In: Barthes, Roland: Das semiologische Abenteuer. Frankfurt a. M. 1988, S. 15-101
- Benveniste, Émile: Über die Subjektivität in der Sprache. In: ders.: Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. München 1974, S. 287-297
- Beaugrande, Robert-Alain de; Dressler, Wolfgang Ulrich: Einführung in die Textlinguistik. Tübingen 1981
- Derrida, Jacques: Die différance. In: Derrida, Jacques: Randgänge der Philosophie. Wien 1988, S. 29-52
- Fairclough, Norman: Discourse and social change. Cambridge 1992
- Fiehler, Reinhard: Formen des Sprechens mit sich selbst. In: Brünner, G.; Graefen, G.: Texte und Diskurse.

- Opladen 1994, S. 179-198
- Forneck, Hermann J.: Moderne und Bildung. Weinheim 1992
- Forneck, Hermann; Höhne, Thomas; Kossack, Peter; Ott, Marion: „Lernen“ - Strategien und Transformationen seines Einsatzes in pädagogischen Zeitschriften. [erscheint demnächst]
- Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Frankfurt 1981
- Goffman, Erving: Response cries. In: Language, 64 (1978), S. 787-815
- Greimas, Algirdas: Strukturele Semantik. Braunschweig 1971
- Hirschauer, Stefan; Amann, Klaus: Die Befremdung der eigenen Kultur. Frankfurt 1997
- Höhne, Thomas: Schulbuchwissen. Umriss einer Wissens- und Medientheorie des Schulbuches. Frankfurt a. M. 2003
- Höhne, Thomas: Thematische Diskursanalyse. In: Keller u.a. 2003
- Jakobson, Roman: Der grammatische Bau des Gedichts von B. Brecht „Wir sind sie“. In: Gallas, H.: Strukturalismus als interpretatives Verfahren. Frankfurt 1972, S. 35-57
- Keller, Reiner u. a. (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse (Band 1). Opladen 2001
- Keller, Reiner u. a. (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse (Band 2). Opladen 2003
- Koller, Hans-Christoph; Lüders, Jenny: Möglichkeiten und Grenzen der Foucaultschen Diskursanalyse. In: Ricken/Rieger-Ladich 2004
- Langer, Antje; Schotte, Julia; Schreck, Bruno; Wrana, Daniel: Verstrickungen: Volk - Bildung - Faschismus. Entwurf einer diskursanalytischen Studie. Gießen 2001 [<http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2003/11116/>]
- Liotard, Jean-François: Der Widerstreit. München 1989
- Maineneau, Dominique: Analyse des textes des communication. Paris 2000
- Pêcheux, Michel: Über die Rolle des Gedächtnisses als interdiskursives Material. In: Geier, M.; Wötzel, H.: Das Subjekt des Diskurses. Hamburg 1983, S. 50-58
- Pongratz, Ludwig A.: Pädagogik im Prozess der Moderne. Studien zur Sozial- und Theoriegeschichte der Schule. Weinheim 1989
- Pongratz, Ludwig; Wimmer, Michael; Nieke, Wolfgang; Masschelein, Jan (Hg.): Nach Foucault. Diskurs- und Machtanalytische Perspektiven der Pädagogik. Wiesbaden 2004
- Ricken, Norbert; Rieger-Ladich, Markus (Hg.): Michel Foucault: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden 2004
- Sacks, Harvey; Schegloff, Emanuel; Gail, Jefferson: A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversations. In: Language, 50 (1974), S. 696-735
- Starobinski, Jean: Jean-Jacques Rousseau und die Gefahren der Reflexion. In: Starobinski, Jean: Das Leben der Augen. Frankfurt a. M. 1984, S. 67-146
- Wrana, Daniel: Subjektkonstitutionen, Machtverhältnisse, Ästhetiken. Eine Diskursanalyse von Platons Politeia im Anschluss an Georges Dumézil. In: Angermüller, Johannes; Bunzmann, Katharina; Nonhoff, Martin (Hg.): Diskursanalyse. Hamburg 2001
- Wrana, Daniel: Formen der Individualität. Eine Analyse der diskursiven Formation von Gesellschaftsbeschreibungen bei Kusleiter/-innen der Erwachsenenbildung. In: Forneck, Hermann J.; Lippitz, Wilfried (Hg.): Literalität und Bildung. Marburg 2002, S. 115-176
- Wrana, Daniel: Reflexive Praktiken im Professionalisierungsprozess. Dissertation eingereicht am FB 03 Soz.- und Kulturwiss. der Universität Giessen 2004

Curriculum Vitae

Daniel Wrana (geb. 1971). Studierte Erziehungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, entwickelte von 1997-1999 einen Ansatz für Internetprojekte für die außerschulische Kulturarbeit der Stadt München, seit 1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Weiterbildung der Justus-Liebig-Universität Gießen. 2004 Promotion mit einer Diskursanalyse reflexiver Praktiken in Lernjournalen. Arbeitet gegenwärtig an einer historischen Diskursanalyse zur Volks- und Erwachsenenbildung im Nationalsozialismus und an einem Habilitationsprojekt zur gouvernementalen Analyse des Feldes der Weiterbildung.

Daniel Wrana

Justus-Liebig-Universität Gießen

FB 03 Sozial- und Kulturwissenschaften

Professur für Weiterbildung

Karl-Glöckner-Straße 21B

35394 Gießen

daniel.wrana@erziehung.uni-giessen.de

<http://www.erwachsenenbildung.uni-giessen.de/wrana>